

## Unglücklich und daheim

– Zum Tod Seamus Heaneys. –

Für Joseph Brodsky, mit dem er eng befreundet war und dem er selbst einen ergreifenden lyrischen Nachruf widmete, war das Gedicht eine Versicherung gegen die Vulgarität des Herzens, nichts Geringeres als die höchste Form menschlicher Rede. Es soll Menschen geben, denen das zu weit geht, die eine solch glühende Überzeugung gar belächeln. Wer jedoch einmal die Gedichte des Iren Seamus Heaney gelesen hat – und sie danach, etwas anderes ist überhaupt nicht denkbar, wieder und wieder gelesen, sie bewundert, im Herzen getragen, verehrt hat –, der weiß: Brodsky hatte recht, und Heaney war der Beweis.

Wo sollte man anfangen mit dem Zitieren, mit dem Schwärmen? Beim Titelgedicht seines Debütbandes *Death of a Naturalist*, der 1966 beim renommiertesten englischen Verlag, bei *Faber & Faber* also, erschien, bei den Zeilen um den jugendlichen Forscher, in denen die riesigen, mythischen Frösche wie Schlammgranaten hüpfen, in denen „the great slime kings“ zu einer so sinnlichen wie bedrohlichen Präsenz finden? Bei einem dem nordirischen Dichterfreund Michael Longley gewidmeten Kindheitspoem über einen Brunnen als „privater Helikon“, in den der Dichter als großäugiger Narziss und Dreikäsehoch starrt und ruft und derart die Dunkelheit zum Widerhallen bringt, während weit unten eine Ratte durchs Wasser huscht? Oder doch bei all den unvergesslichen Beschwörungen der irischen Moorlandschaft, des „bogland“, diesem die Landschaft prägenden und rätselhaften Boden, dem schmatzenden, nassen Grund, der, wie Heaney schreibt, grundlos ist, der selbst ein Stückchen Butter, das er verschlingt, hundert Jahre lang weiß und rein und salzig erhält, sich dabei aber so sanft gibt, ja selbst eine Art „schwarze Butter“ ist, die unter den Füßen des Wanderers schmilzt und sich öffnet? Nicht zu vergessen all die herrlichen Gedichte über Tiere, darunter Dachse, ein toskanischer Otter sowie ein erotisches und zutiefst anrührendes Stinktier in Kalifornien. Wo große Dichter am Werk sind, bleibt nichts so, wie es zuvor schien. Unter den Händen Seamus Heaneys verwandelte sich Schlehengin in etwas Sensationelles, ganz genauso Austern und die jährliche Ernte, das Torfstechen, der Grenzübergang, all die nur scheinbar kleinen Alltäglichkeiten einer Welt, die jeder Leser zugleich als seine eigene und eine schlagartig fremde, eine durch und durch erstaunliche wahrzunehmen eingeladen war. Heaney, der als junger Dichter dank Patrick Kavanagh und anderer Vorläufer lernte, dass keineswegs das Außergewöhnliche das Material für große Gedichte liefert, weniger die großen Konzepte (zwischen denen er sich „like a double agent“ hin und her bewegte, wie es in einem Prosagedicht heißt), nicht die Schlagwörter, sondern ganz im Gegenteil das, was direkt vor der Nase liegt, zur von jeher vertrauten Umgebung gehört, Heaney versah das Landleben seiner nordirischen Heimat ebenso mit Glanz wie die Gegend ums Glanmore Cottage in den Wicklow Mountains nahe bei Dublin, wohin er sich mit seiner Familie in den siebziger Jahren zurückzog. Er ähnelte darin, scheint mir, dem Handwerker in einem seiner frühesten Gedichte, den er in drei vierzeiligen Strophen beim Decken der Dächer mit neuem und reinem Stroh beobachtet und dessen „Midas touch“ er mit Präzision und Zuneigung rühmte; und so wurde auch all das, was Heaney als Dichter anfasste – als Dichter, der sein eigenes Handwerk wie jener „thatcher“ von Grund auf beherrschte –, zu poetischem Gold, allerdings nicht zu reinstem, denn das Unterlaufen der Form war bei all seinem Respekt für die Tradition, die irische wie die englische, ebenso ein Teil seiner Lyrik wie „die Schlammblüten der Mundart“, wie er es nannte. Immer verbanden sich filigrane Metrik und Metaphorik mit irischem Alltagsenglisch und ungeschönt derbem Vokabular, es durfte knarzen und furzen und schmatzen in diesen Zeilen; immer war es weniger das allzu Polierte als „das Krummschwert / Von Kuhpisse im Wind“, was ins Leuchten geraten durfte. Heaneys Gedichte bleiben nah an der sinnlichen Welt, an ihren Gerüchen, Geräuschen, und so augenfällig seine Belesenheit und Weisheit ist, nicht nur in den glänzenden und für jeden Dichter lehrreichen Essays und Vorträgen, so offenkundig ist seine Liebe zum Gewöhnlichen. Nur so konnte es zu Sprachbildern von Heaney'scher Kraft kommen, konnte man eine Melkerin an einer Harfe aus Milch spielen sehen.

Ich hatte bereits Gedichte von Seamus Heaney gelesen, als ich 1994 ans ehrwürdige *Trinity College* nach Dublin ging, um dort bei dem Dichter Brendan Kennelly, der Heaney seinerseits gut kannte, irische Poesie zu studieren. Wir diskutierten ausgiebig und leidenschaftlich über das vielleicht berühmteste Gedicht des künftigen Nobelpreisträgers, „Digging“ – ohne freilich dem Verfasser selbst zu begegnen, der nicht weit entfernt von uns wohnte, in Sandymount im Osten der Stadt, nicht weit vom Martelloturm, in dem James Joyce einst gelebt hatte. Ich sah ihn zum ersten und einzigen Mal vier Jahre später, als ich mit einem irischen Dichter meiner eigenen Generation in die Dubliner Buchhandlung *Waterstone's* in der Dawson Street ging, um einer Lesung des Lyrikers Dennis O'Driscoll beizuwohnen; O'Driscoll, der selbst erst im vergangenen Jahr verstarb, publizierte, das sei am Rande, dafür aber mit Nachdruck bemerkt, einen Band mit Gesprächen, die er über einen längeren Zeitraum hinweg mit Seamus Heaney geführt hatte, einen Band, der jedem zu empfehlen ist, der die Geheimnisse der Poesie ergründen will. Bei *Waterstone's* jedenfalls tauchte mit der größten Selbstverständlichkeit und Bescheidenheit auch Seamus Heaney auf, suchte sich einen Platz irgendwo in der dritten Reihe und grüßte zuvor die ihm bekannten unter den Anwesenden, auch den Freund, für dessen junge Literaturzeitschrift *Metre* er, wie ich danach im Pub erfuhr, die Schirmherrschaft übernommen hatte. Keine unnahbare Berühmtheit betrat da den Raum, sondern ein Freund und ein Leser, ein Ermunterer und Wertschätzer ohne jede Spur von Überheblichkeit. Wie gern hätte ich eine Lesung von ihm selber erlebt, von einer persönlichen Begegnung ganz zu schweigen; es blieb beim Erwerben jedes neu publizierten Bandes, beim Lesen und Wiederlesen des nie an Frische einbüßenden Gesamtwerks – auch wenn es im vergangenen Jahr zwei Gelegenheiten gab, die mich hoffen ließen, es könnte doch einmal über das rein Schriftliche hinausgehen, zwei Gelegenheiten, deren fruchtloses Verstreichen mir heute umso bitterer erscheinen muss: Zum einen die gemeinsame Teilnahme an einem Londoner Poesiefestival im olympischen Sommer, bei dem ich Seamus Heaneys Lesung und den anschließenden Empfang verpasste, weil wir, denn das ging vor, in einem anderen Londoner Stadtteil den Geburtstag meiner Frau feierten; zum anderen ein herbstlicher Aufenthalt in Chicago nur wenige Monate später, nun ausgerechnet an meinem Geburtstag, als die *Poetry Foundation* mich am Vorabend vor meiner eigenen Veranstaltung zu einem Abend mit Heaney eingeladen hatte, aber die amerikanischen Grenzbeamten allzu gnadenlos ihrer Arbeit nachgingen und wir den Flughafen erst Stunden später, nachts und lange nach der Verabredung verlassen konnten. Ich hätte Seamus Heaney gern einmal persönlich gesagt, wie maßgeblich, wie bereichernd und wie ermutigend seine Poesie während des letzten Vierteljahrhunderts für mich gewesen ist. Daraus ist aufgrund widriger Umstände nichts geworden, doch bleibt mir das Wissen, dass zumindest mein Berliner Briefkasten einmal einen handgeschriebenen Brief von ihm entgegennehmen durfte. Er war nicht an mich adressiert, das versteht sich, sondern an den Dichter Matthew Sweeney, der damals in unserer Wohnung lebte. So bleibt ein Briefkasten mit magischer Aura; es bleiben die Bücher und statt eines versäumten Gesprächs doch wenigstens die Aufnahmen, auf denen Heaney unter anderem sein großes Gedicht „The Tollund Man“ aus dem Band *Wintering Out* von 1972 vorträgt, das am Anfang einer ganzen Reihe von Poemen über Moorleichen steht, „The Grauballe Man“, „Bog Queen“ und nicht zuletzt „Punishment“ wären weitere; Gedichte, die wie alle seine Werke von der präzisen Anschauung, Anteilnahme und sprachlichen Brillanz leben und die zugleich dem bitteren Konflikt in Heaneys Heimat Nordirland Form und Fassung zu geben verstanden: „Eines Tages werde ich nach Aarhus fahren, / Um seinen torfbraunen Kopf zu sehen, / Die sanften Schoten seiner Augenlider, / Seine spitze Lederkappe“ – man höre nur einmal Heaney selbst diese Verse vortragen, in seinem sanften, melodischen, unendlich anziehenden irischen Englisch. „Out there in Jutland / In the old man-killing parishes / I will feel lost, / Unhappy and at home“, so endet dieses Poem:

*Dort draußen in Jütland*

*In den alten männermordenden Gemeinden*

*Werd ich mich verloren fühlen,*

*Unglücklich und daheim.*

Welcher Dichter, welcher Leser fühlte sich nach der erschütternden Nachricht vom vergangenen Freitag nicht selbst noch etwas verlorener, wer wäre nun nicht unglücklicher als zuvor? Welch ein Verlust. Und doch ist da der Trost dieser großartigen, welterfassenden und weltumarmenden Gedichte, in denen es sich daheim sein lässt, die jedem eine Heimat anbieten, der zu lesen und zu hören versteht.

Jan Wagner, *Akzente*, Nr. 6, 2013